

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 12

Artikel: Klaus Inzuben und seine Tochter
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 12 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 26. März 1921

== Östern. ==

Von Adolf Vögtlin.

Die Felder warten starr und still:
Es kichert in den Lüften,
Wie wenn ein Fest sich feiern will,
Heimlich von Veilchendüften.

Blickt nun herab der Zauberstrahl
Der heiligen Erdenne,
Regt überall, zu Berg und Tal,
Sich neue Lebenswonne.

Die Lerche kirlt himmelnan
Zum Klang der Osterglocken,
Es löst sich aus des Winters Bann
Rings seliges Frohlocken.

Und du, mein Herz, du zitterst bang,
Als geb' es kein Verjüngen,
Und horchtest doch und fragtest bang,
Ob nicht die Knospen springen.

Herz! einen Auferstehungstag
Muß es auch dir versprechen,
Wenn aus dem letzten dürren Hag
Des Frühlings Rosen brechen.

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

1

I.

Klaus Inzuben stand am nußbaumenen Wandschrank und entnahm dem in der Nische neben den Trinkgläsern verwahrten Dedeltischchen zwei Siebnerzigarren. Wohlgezählte zwei Stück, soviel erlaubte er sich jeden Sonntag nach dem Mittagessen, keine mehr und keine weniger; denn das Ristchen mußte von einem Neujahr bis zum andern reichen, und die fehlenden sechs bis acht Stück legte er je weilen am Anfang des Jahres zum voraus zu.

Er ließ sich breit auf den ledergepolsterten Lehnstuhl nieder, der an Werktagen unbenuzt in seinem Winkel stand, und steckte eine der Zigarren in Brand. Dann ließ er sich's wohl sein. Mit den blauen Rauchwolken, die er mit gespitzten Lippen behutsam von sich blies, pflegte sich die Stube für ihn mit Sonntagsgedanken zu füllen. Er ging nie aus dem Hause, bevor die zwei Zigarren zu winzigen Stummeln heruntergebrannt waren. „Ein richtiges Kraut muß man mit Verstand rauchen,“ sagte er. „Man muß etwas denken dabei. Im Wirtshause, beim Tassen oder Politisieren, wo alles durcheinander stänkert, wäre es für eine gute Zigarre zu schade, da kann es die Pfeife oder ein gebeizter Stumpfen tun.“

Die junge Sohnsfrau, die Brene, hatte sich schon hin und wieder darüber beschwert, daß er die andern gleichsam aus der guten Stube hinausräuchere; da wollte sie auch

etwas dazu sagen, wenn sie Meister wäre. Aber Klaus Inzuben regte sich deswegen nie auf. „Mit dem Meistersein hat's noch gute Weile,“ pflegte er höchstens so halb bei sich selber festzustellen.

Auch heute war die Brene nicht am besten gelaunt. Während sie den Tisch abräumte, hüstelte sie mehrmals auffällig und wehrte sich mit den Händen den Rauch vom Gesicht, ohne indes mit ihren Rundgebungen bei Klaus Inzuben irgendwelche Beachtung zu finden. Nun zog sie sich nach der Küche zurück und ließ die Türe etwas geräuschvoller, als nötig war, ins Schloß fallen.

„Nu g'stät,“ sagte der Bauer mit größter Seelenruhe. Ueber sein mageres, bartloses Gesicht ging sogar ein leises Schmunzeln, als er die Sohnsfrau jetzt in der Küche grämlich sagen hörte: „Es ist halt jede ein armer Tropf, wenn sie ohne Geld in so ein Haus hineinheiratet. Jetzt wüßte ich es, ja, freilich, jetzt wüßte ich es!“ „Muß geht über Suppe,“ brummte Klaus Inzuben, gewissermaßen als Antwort, halbblaut vor sich hin. Während er, den Kopf an die Stuhllehne zurücklegend, blaue Kringeln in die Luft blies, sah er ihnen beschaulich nach, wie sie sich langsam an der niedrigen Tischede verteilten. Er schien es ganz zu übersehen, daß seine Tochter Hermine in die Stube getreten war und sich hinter seinem Rücken im Schrank zu schaffen machte. Aber als das große, starke Mädchen jetzt

nach vorn schritt, ruhig und selbstsicher, wie es ihre Art war, um eines der schmalen Fensterflügelchen zu öffnen, folgte er ihr, ohne den Kopf zu drehen, verstohlen mit den Augen. Aufmerksam, fast lauernd, sah er ihr zu, wie sie sich, scheinbar unbewußt, die von der Arbeit am Spülbrett her zurückgestülpten Ärmel über die kräftigen, bereits von der Märzsonne leicht gebräunten Arme vorstreckte, wie sie hierauf von dem über den Fenstern hinlaufenden kleinen Gestell ein Buch herablangte und sich damit an den breiten Ausziehtisch setzte.

Sie schien jetzt zu bemerken, daß er auf sie acht gab, ein kleines Unbehagen hielt sich irgendwo auf ihrem ebenmäßigen Gesicht versteckt. Sie wußte genau, an was er dachte. Die Stille in der Stube redete davon. Die von den hellen warmen Tagen vorzeitig zum Leben erweckte Fliege summte es am Fenster: Jetzt wird er davon anfangen...

Klaus Inzuben sog mit erhöhtem Eifer an seinem Stummel; er tupfte mit dem kleinen Finger immer wieder die weiße Asche weg, blinzelte einmal nach der Tochter hinüber, konnte aber das Wort nicht finden. Endlich raffte er sich mit einem leichten Rucke auf und sagte trocken, beinahe unfreundlich:

„Diesen Abend will er es dann also wissen.“

Sie tat zuerst, als ob sie ihn beim Lesen überhört hätte. Nach einer Weile aber schloß sie das Buch nachdenklich zu und sah mit halbem Blick zu ihm hinüber.

„Muß es denn schon heute sein?“ Bitte und Vorwurf klangen zugleich aus ihren Worten.

Der Vater mühte sich nicht lang besinnen. „Jeden Tag komm' ich weniger aus dir,“ sagte er unwirsch. „Du machst dir eine Arbeit daraus, mich das Wundern zu lehren. Zum fünften Mal klopft er nun an. Das erstemal hast du gesagt: Ich hab nichts gegen ihn. Das zweitemal: Ich will mich besinnen. Das drittemal: Er hat ja noch gar nicht gefragt. Und jetzt, da er nicht bloß gefragt, nein, da er sich ganz zu erkennen gegeben hat...“

Er war bei den letzten Sätzen ziemlich laut und heftig geworden; nun brach er plötzlich und unvermittelt ab. Er stand auf, trat ans Fenster, um den offenen Flügel abzuschließen, worauf er sich's wieder im Lehnstuhl bequem machte und mit einer gewissen Umständlichkeit seine zweite Zigarre in Brand steckte. Nachdem er sich überzeugt hatte, ob sie richtig angebrannt sei, sog und schmauchte er mit scheinbar ungekrümbtem Behagen.

Hermine ließ die Blätter ihres Buches spielend durch die Finger gleiten und sann in den Tisch hinein. Nach einer mühsamen Pause brachte sie es unversehens fertig, ein Lächeln auf die Lippen zu bringen. „Muß man denn wirklich schon Angst haben, ich werde keinen Mann mehr bekommen?“

Klaus Inzuben haßte heftiger, es war, als wollte er sich beleidigt hinter eine Rauchwolke zurückziehen.

„Es kommt darauf an, was für einen,“ kam es nach einer Weile nachdrücklich aus der Wolke hervor. „Der ist noch nicht zur Welt geboren, der sich bei euch Weibervölkern ganz auskennt, und wenn eine gar zu feines Garn spinnen will, kann es leicht geschehen, daß ihr der Teufel die Fäden durcheinander macht.“

„Weibervölker!... Wir alle sind bei Euch nur Weibervölker...“ sagte sie herb und ablehnend.

„Ich meine ja nur so,“ versuchte er begütigend einzulenken. „Das sind mehr Redensarten.“ Und als ob er sich seiner vorigen Aufregung plötzlich schämte, fuhr er jetzt auffallend gehalten, mit ganz kleiner Stimme fort: „Du hast deinen Willen, wie immer. Du kannst den Merck heim-schicken. Aber“ — es machte ihm sichtlich Mühe, das, was er jetzt sagen wollte, herauszubringen — „ich hab' halt so bei mir selber gedacht die Tage her, weil du doch keinen andern im Kopf hast und weil — ja, weil du doch weißt, daß ich es gern sehen würde...“

Er war bei den letzten Worten fast weich geworden. Hermine konnte nicht gleich antworten.

„Es wundert mich oft, warum Euch so viel daran liegt,“ sagte sie endlich, mit Wärme auf seinen Ton eingehend.

Klaus Inzuben nickte mehrmals mit dem Kopfe. „Es wundert dich. Jaja, das kann ich mir schon denken, es wundert dich.“ Ein bitteres Lächeln lag für einen Augenblick auf seinen Lippen. „Du weißt halt nicht, was einen Vater quälen kann und was für Mängste und Hoffnungen einem die alten Tage schwer machen. Halt wenn man selber nur noch zusehen, wenn man ganz auf die Jungen abstellen muß: Ob man mit ihnen in der Ehr' wachsen dürfe — oder...“ Seine Stimme fiel plötzlich ab. „Wie's mit dem Rudolf gegangen ist, weißt du ja auch. Sie hat ihn halt eingezogen, die Bräute.“

„Das muß man nicht immer so hinstellen,“ widersprach Hermine lebhaft. „Er hätte altershalber auch wissen können, was er tat.“

„Sie hat ihn eingezogen,“ bestätigte der Bauer laut und hartnäckig. „Er hat nicht mehr ins Zacherriedt hinab gewollt. Etwas viel Besseres hat er im Sinn gehabt. Aber sie ist ihm in den Weg gestanden. Es gibt Weibsbilder, an denen ein recht beschaffener Mann nicht gut vorbeikommt. Stem, man hätt' es ja auch anders machen können — nachher. Er wär nicht der einzige, der irgendwohin Kostgeld zahlen muß, ohne daß er darum auf die andere Seite sieht, wenn jemand an ihm vorbeigeht. Es gibt sogar Frauen, die einem Manne das nicht nachtragen. Ich für mich sehe so etwas halt anders an. Wie wäre es denn jetzt mit meiner Ehre beschaffen, wenn ein Kind, das mir gleicht, bei fremden Leuten Hungerbrot essen müßte?“

Er setzte ab und fuhr dann in einem andern Tone zu reden fort, gedämpft, aber aus statker innerer Bewegung heraus: „Von jener Zeit an hab' ich halt nur einen Gedanken gehabt: Die Hermine ist noch da! Die Hermine ist noch da!“

Sein Reden ging fast in Flüstern über. „Weißt du, daß ich dem Rudolf aus dem Weg gehe? Wenn er im Nebstod sitzt, so nehm' ich meinen Sonntagschoppen beim Traubenwirt, ob'schon der sonst gar nicht mein Mann ist. Ich kann nicht zusehen, wie der Rudolf mit dem Besenfriedli und mit dem Gunggenhöfler Karten spielt.“

Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Die Heirat hat das aus ihm werden lassen!“ Unvermerkt schwoll seine Stimme wieder an. „Was bleibt an einem Menschen, wenn er den Stolz ganz von sich weggetan hat?“

Wenn er nicht mit einem heimlichen Hochmut im Herzen vor die Leute hintreten darf: Da bin ich! Seht mich an! — Er stirbt innerlich ab und kommt zu den Minderen, die zufrieden sind, wenn jeden Tag dreimal gutes Essen auf dem Tisch steht. Ich sage: Wenn kein Stolz mehr ist, kann man mir die Welt in ein Zeitungspapier einwickeln!“

Er war aufgestanden und schritt nun, die Hände auf dem Rücken ineinander verschränkt, in der Stube hin und her, trotz seinen bald sechzig Jahren kerkengerade, wie ein Junger. Hermine saß leicht vornüber geneigt unbeweglich an ihrem Plaze. Nach einer peinlichen Stille richtete sie sich langsam etwas empor und sagte, indem sie sich Mühe gab, einen heiteren Ton in ihre Stimme zu bringen: „Es könnte ja sein, daß es mir heut ganz leicht ginge. Kommt alles darauf an, wie er diesmal ins Haus tritt, was er sagt und was er nicht sagt. Weil ich jetzt alles weiß... Ja, Ihr müßt nicht glauben, Vater, daß ich Euch gar nichts zu Gefallen tun könne...“ Die letzten Worte hatte sie leise und zögernd hinzugefügt, als schäme sie sich, ihm ein kleines Geständnis ihrer verschwiegene Liebe und Achtung zu geben.

Klaus Inzuben stand still und schüttelte bestimmt den Kopf. „So ist's wieder nicht gemeint,“ sagte er steif abwehrend. „Was du tust, mußt du aus freiem Willen tun. Ganz aus dir selber. Habe ich ein Wort laut werden lassen, als du vor zwei Jahren den vom Furrenhof wie einen Schulbuben heimgeschickt hast? Weißt, Hermine, ich will es dir bekennen, es hat mir Mühe gemacht damals. Bis zum Hals ist es mir manchmal gestiegen. Und doch hab ich es für mich verwerkt. Ich hab dann nachher sehen müssen, wie die Gütli-Seline neben dem Furrenfriß auf dem Brautfuder gefessen hat, dem Specker seine, der schuld ist, daß ich vor zwanzig Jahren nicht Preßi geworden bin. Du hast mir nichts angemerkt... Nun, das Taubenmoos kann dem Furrenhof die Stange zweimal halten. Nachfragen gibt's da nichts mehr, ich habe alles aus der rechten Quelle. 'Alt Holz, alt Geld', sagt man. Und wenn der Merk nicht etwas gelten würde, da, wo er daheim ist, wär' er nicht mit dreißig Jahren schon zu Aemtern gekommen.“

Nachdem beide wieder eine Zeitlang geschwiegen hatten, sagte er plötzlich trocken und unvermittelt: „Vielen läuft das Glück auf den Estrich nach, wenn sie es im Keller verohrfeigt haben. Aber gar zu oft sollte man so was doch nicht probieren.“

Sie schüttelte leise den Kopf. „Ich hab halt bis jetzt immer gemeint, das sollte ganz anders sein: man sollte nicht mit sich zu Räte gehen und sich hundertmal besinnen müssen.“

„Wenn man jung ist, denkt man sich mancherlei Dinge aus,“ gab der Vater kleinlaut zu. „Man muß mit den Jahren viel markten lassen.“

„Wie oft red' ich mir selber ein, ich habe vielleicht nicht recht gesehen,“ gab Hermine nach einer Weile mühsam zu. „Aber wenn es halt doch so wäre, wie es mir jetzt vorkommt? Halt, daß er ein Mensch ist, der am Morgen aufsteht und am Abend schlafen geht und der keine anderen Gedanken hat, als wegen der Frucht und dem Vieh?“

Klaus Inzuben, der inzwischen wieder seinen Platz im Lehnstuhl eingenommen hatte, schwieg lange. Es war, als



K. Häny.

Selbstbildnis-Büste.

ob eine unsichtbare Hand ihm den Kopf in die Achseln niederdrücken würde. „Von dem lebt man,“ ließ er sich endlich trocken vernehmen.

Er machte eine abwehrende Handbewegung, als sie hierauf etwas erwidern wollte. „Man kann von einer Sache zu wenig und zu viel reden. Für einmal ist es jetzt genug.“ Damit erhob er sich, nahm den schwarzen Filzhut vom Nagel und ging mit kurzem Gruße hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Frühling kommt zum Walde.

Von Alfred Guggenberger

Der Wind zog in den Wald hinein	Da war's, als sei von bösem Traum
Mit Rauschen und mit Brausen,	Mit eins der Forst genesen.
Hub an, die Bäume groß und klein	Ein Raunen ging von Baum zu Baum,
Gar lustig zu durchlaufen.	Was ist das für ein Wesen?...
Die ahnten neuen Winters Graus	Herr Wind, tu deine Schuldigkeit
Und standen schwer bekommen:	An Zungen und an Alten,
Ei, blas uns nicht den Atem aus!	Die Hoffnung hat in harter Zeit
Wer hieß dich, Unrast, kommen?	Das Herz uns warm gehalten!
Der Wind lacht sich die Backen voll	Nun hebt ein richtig Tanzen an,
Und pnauft und pustet graulich,	Ein Schwärmen und ein Rosen;
Dann fährt er wieder drein wie toll,	Bald geht's wie Flüstern durch den
Recht groß und unerbaulich.	Bald laufend und mit Tosen. [Tann,
Doch summt ein Gflein hinterher,	Und wie in freudigem Gebraus
Sein Sang war süß zu hören:	Sich Alt und Wipfel bogen,
Seid still, ich bring euch gute Mär,	Ist unbemerkt ins offne Haus
Der Lenz will wiederkehren!	Der Frühling eingezogen.

(Aus „Märzwind“.)